



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dich zu lieb, hatte er ihr geantwortet, und hatte sie nicht mit sich genommen, wie sie gebeten hatte, und hatte ihr die verlangenden Lippen nicht geküßt. Fleur de Marie hatte er sie genannt. Jetzt ist sie belesen genug, des Namens Bedeutung zu verstehn. Ja, wäre sie nur in ihrer düstern Gartenecke geblieben, die arme Fleur de Marie, aber sie hatte in den Sonnenschein hinaus gewollt, und der versengt so kleine Schattenblüten. Nun ist sie heimatlos, nichts gehört ihr mehr von den Dingen um sie her, nicht der Teppich, auf dem sie liegt, nicht das Kleid an ihrem Leibe und nicht der Hund, in dessen weiches Fell sie ihr heißes, tränennasses Gesicht wühlt.

Ja, Jim, du gehörst ihm auch, und eines Tages, wenn du ihm lästig wirst, wird er dich verkaufen, und dann wirst du todunglücklich sein, weil du ihm gut bist in deinem treuen Hundeherzen. O, warum ist er immer gut und freundlich gegen uns gewesen, warum hat er uns nur gestreichelt? O, hätte er uns lieber geschlagen und getreten, Jim, daß wir beizeiten verlernt hätten, ihn zu lieben!

Aber sie will nicht warten, bis er selbst kommt und ihr mit beleidigenden Vorschlägen die letzte, bitterste Schmach antut. Sie will gehn, heute noch, René wird froh sein, wenn er kommt, um seinem Vogel die Käfigtür zu öffnen, und ihn schon entfliegen findet. So erspart sie ihm jede Mühe und peinliche Unannehmlichkeit und gibt ihn frei für seine Frau. Für die Fremde, die ihn nicht lieben kann wie sie, die ihren René gar nicht kennt, und die doch fortan alle Rechte auf ihn hat. Sie aber, die ihn lieb hat, wird sich wegschleichen. Kleine Mädchen müssen stark sein, o, so stark, sagte die Großmutter damals, als sie um Mienen weinte und vor Schmerz glaubte vergehn zu müssen, weil etwas so Entsetzliches im Leben vorkommen konnte. Nun hat das Leben ihr selbst die schwerste Last auf die Schultern gelegt, und sie muß aufstehn damit und sich davon schleichen. Aber erst muß sie das seidne Kleid ausziehen. Oben auf dem Boden in einer Nische stecken die alten Lumpen noch, in denen sie René zum erstenmal begegnet ist. Die wird sie wieder anziehen, denn die gehören ihr. Ja die und das kleine schwarze Buch, das Jan l'Grand ihr geschenkt hat, das gehört ihr auch.

Fintje stand mühsam auf. Gebeugt ging sie aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen.

Kleine Mädchen müssen standhaft sein.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Von den großen Fragen, die unser öffentliches Leben viele Jahre beherrscht und leider schwer bedrückt haben, stehn nummehr zwei mitten in der Entscheidung: die Handelsverträge und die preußische Kanalvorlage. So wenig man das in einer spätern Zeit einmal verstehn wird — die Parteikämpfe und die Parteigruppierungen haben zwischen beiden Gegenständen einen unheilvollen Zusammenhang geschaffen: die von den künftigen Wasserstraßen befürchtete Schädigung der Landwirtschaft ist durch hohe Lebensmittelzölle in den Handelsverträgen im voraus ausgeglichen worden. Ob der Nutzen, den sich die Landwirtschaft von diesen Zöllen verspricht, wirklich eintreten wird, hängt davon ab, ob in derselben Periode die Industrie kaufkräftig bleibt, und ob die deutsche Landwirtschaft die ihr günstige Konjunktur zu einer wesentlich gesteigerten eignen Erzeugung der für die Nation nötigen Lebensmittel auszunutzen vermag. Bleiben wir auf die bisherige oder eine womöglich noch mehr gesteigerte Lebensmitteleinfuhr angewiesen, so wird das

der Zollkasse, den Reichseinnahmen, zugute kommen, aber die Landwirtschaft wird nur einen verhältnismäßig geringen Nutzen haben. Hierzu kommt, daß eine wesentliche Steigerung der Lebensmittelpreise über die heutigen Sätze hinaus natürlich zu Lohnsteigerungen in allen Gewerben, also voraussichtlich zu neuen wirtschaftlichen Störungen und zur Erhöhung der untern und der mittlern Beamtengehälter führen muß. Es wird somit wahrscheinlich eine Reihe von Jahren dauern, ehe die Nation das durch die neuen Zollsätze gestörte Gleichgewicht wiederfindet. Ob die Mittel zur Hebung der deutschen Landwirtschaft wirklich so überwiegend auf dem Gebiet der Zollsätze oder nicht vielmehr auf dem der sonstigen Gesetzgebung liegen, dafür wird uns die neue Handelsvertragsperiode nun wohl volle Aufklärung bringen. Von der Landwirtschaft steht ein Teil, wenigstens tun es die politischen Wortführer, selbst diesen neuen hohen Zollsätzen noch unbefriedigt gegenüber, obwohl doch für jedermann klar sein muß, daß solche Sätze nur unter dem Einfluß einer ungewöhnlich günstigen politischen Konjunktur möglich geworden sind, und daß nach menschlichem Ermessen wenig Aussicht vorhanden sein dürfte, sie bei Ablauf dieser neuen Verträge wiederzuerhalten. Jedoch — während einer längern Wirtschaftsperiode richtet sich die Nation eben auf eine solche nach allen Richtungen hin ein. Gelingt es der deutschen Industrie, sich auch nur annähernd in der bisherigen Weise weiter zu entwickeln und zu behaupten, so wird die Festigung des deutschen Inlandmarktes zugleich mit dem fortschreitenden Wachstum der Bevölkerung um jährlich eine Million Menschen, die in den Verzehrerkreis der landwirtschaftlichen Produktion hineinwachsen, auch die Schwierigkeiten überwinden, die zweifellos zunächst in einer weiteren Steigerung der Lebensmittelpreise liegen.

Ungeachtet aller Brot- und Fleischzölle seit der Zolltarifreform von 1879 ist in diesem Zeitraum die Lebenshaltung unsrer arbeitenden Klassen sowohl im häuslichen Verbrauch als im Anschwellen der Sparkassen mächtig gestiegen, während die Landwirtschaft ungeachtet des enorm gesteigerten Verbrauchs, zumal in einer mehr als dreißigjährigen Friedenszeit, immer weiter zurückgegangen ist. Das spricht deutlich genug dafür, daß ihr Gedeihen von den Zollsätzen nicht abhängig ist. Regen und Sonnenschein, der Ausfall der Ernten in Deutschland selbst wie in den Zufuhrländern, die Lage des gesamten Weltmarktes, von dem die Bildung des Getreidepreises abhängt, die Steigerung und die Erleichterung der Zufuhr über den Ozean — das sind Einflüsse, die sich keinem Gesetz und keinem Vertrag unterwerfen. Über allen Gesetzen steht das Naturgesetz, über allen Handelsverträgen steht der Mensch, der den durch solche Verträge geschaffnen Rahmen durch seine Arbeit erst ausfüllen muß. Kann in dieser neuen Vertragsperiode die Landwirtschaft nicht in der für Deutschland nötigen Weise prosperieren, kann sie namentlich dem fortgesetzt wachsenden Konsum nicht durch eine entsprechende Steigerung ihrer eignen Produktion begegnen, werden wir somit in der Zufuhr der Lebensmittel immer abhängiger vom Auslande, so würde künftig nicht nur die Abhilfe für die Landwirtschaft auf andern Gebieten zu suchen sein, sondern es würden für eine ganze Reihe von wirtschaftlichen, politischen, ja auch militärischen Fragen neue Grundlagen gesucht werden müssen.

Hoffentlich beherrscht den Reichstag so viel politischer Sinn, daß er die Verträge, die im einzelnen sorgfältiger vorbereitet und vorberaten sind als je ein Handelsvertrag, nicht erst auf eine langatmige Kommissionsberatung verweist, sondern im Plenum glatt erledigt, wozu auch bei dem größten Redebedürfnis vier bis fünf Tage vollkommen ausreichen dürften. Will man nicht Abänderungen erreichen, die doch kaum erreichbar sind, dann hat es wenig Zweck, durch eine weit ausgepönnene Diskussion dem Auslande Waffen in die Hand zu geben.

Viel bedauert wird die Haltung der Konservativen, die diese selbst der „denaturierten“ Kanalfrage gegenüber einnehmen. Nach den sehr großen Zugeständnissen, die ihnen im Zolltarif und in den Handelsverträgen gemacht worden sind, war das Land zu der Erwartung berechtigt, daß sie der ohnehin so verstümmelten Kanal-

vorlage nicht neue Schwierigkeiten bereiten, sie nicht weiter durch unannehmbare Anträge belasten würden. Auch wenn die Kanalvorlage ohne und gegen die Konservativen in den Hafen kommt, bliebe deren Haltung aus Gründen der politischen Tragweite sehr bedauerlich. Je mehr unsre innere politische Entwicklung einer Stärkung des konservativen Einflusses bedarf, und zwar eines solchen, der vom Zentrum unabhängig ist, desto unverständlicher ist die Verlängerung dieses Widerstandes auch über die Handelsverträge hinaus. Die Konservativen geben damit mehr preis, als sie durch ein Scheitern der Kanalvorlage gewinnen könnten, auch wenn die Bedenken gegen diese wirklich zuträfen.

Selten hat ein großer wirtschaftlicher Konflikt den Unterschied zwischen wirklichen Bedürfnissen großer Arbeitermassen und ihrer Führung durch sozialdemokratische Verhegung so grell gezeigt, wie dies beim Bergarbeiterstreik der Fall ist. Die Regierung ist also doch wohl im Recht, wenn sie der bisher betätigten Disziplin von 200 000 Mann Rechnung trägt, die sich weder durch die Gezartikel des „Vorwärts“ noch durch die Bebel'schen Brandreden, von verhältnismäßig geringen Einzelvorfällen abgesehen, aus ihrer im ganzen doch durchaus ruhigen Haltung bringen lassen. Es ist eine satanische Taktik der Sozialdemokratie, die Großartigkeit der Haltung der Bergarbeiter zu preisen, zugleich aber eine solche Aufwiegelung zu betreiben, daß die Bewahrung der Ruhe wirklich zum Kunststück wird. Von Jahr zu Jahr mehr strotzen Bebel's Reden von Unwahrheiten und Entstellungen, wohl ein deutlicher Beweis, daß er die Führung der „Dreimillionen-Partei“ nur noch durch den Appell an den Fanatismus zu behaupten vermag. Lange kann eine so auf dreistem Schwindel aufgebaute Führung unmöglich noch dauern, und der Zeitpunkt kann nicht mehr fern sein, wo Bebel auch für einen großen Teil seiner Parteigenossen eine lächerliche Figur zu werden beginnt. Mit fanatischen, inhaltlich durchaus unwahren Deklamationen kann man allenfalls eine Partei groß ziehen, wenn sie aber ihre Höhe erreicht hat, verlangt sie mehr, als Bebel zu leisten vermag. Um so berechtigter ist die Frage aller andern Deutschen an ihn: *Quousque tandem, Catilina, abutero patientia nostra ac indulgentia?*

Bebel hat die Ankündigung der Novelle zum Berggesetz als ein leeres Versprechen hingestellt, der so positiven Verheißung gegenüber immerhin ein starkes Stück! Die Novelle kommt selbstverständlich, und zwar wird sie ebenso selbstverständlich auf den halbamtlich schon bekannt gegebenen Grundlagen ruhen. Die Absicht dazu hat seit langer Zeit bestanden und ist nicht erst ein Produkt des jetzigen Streiks. Gegenüber einer Periode von Stockungen in der Industrie war die Sache zur Vermeidung von Beunruhigungen zurückgestellt worden. Zu einer reichsgesetzlichen Regelung liegt bei der Sorgfalt, mit der andre Staaten, z. B. in Eisenbahnfragen, ihr Landeshoheitsrecht wahren, kein Grund vor, Preußen hat ja vom deutschen Bergbau ohnehin bei weitem den Löwenanteil. Eine reichsgesetzliche Regelung würde zudem nichts weiter als die Etablierung der sozialdemokratischen Oberhoheit über unser Bergwesen bedeuten, und da sagt man in Preußen doch mit Recht: *principiis obsta!*

Zu der deutschen Presse sind in der letzten Woche etwas aufdringlich Stimmen erklingen, die bemüht waren, dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien für seinen bevorstehenden Besuch in Berlin gut Wetter zu machen. Da der Fürst einer Einladung des Kaisers folgt, so war das eigentlich kaum nötig. Der Fürst ist bis in die letzten Jahre herein in Deutschland mit vielem Mißtrauen beehrt worden. Man hielt ihn für die Seele der fortgesetzten Unruhen auf dem Balkan und warf ihm namentlich vor, daß er seine Bulgaren nicht im Zügel zu halten verstehe. Die rastlos fortgesetzte militärische Stärkung Bulgariens, die, wenn sie sich auch nicht auf seine Initiative vollzog, doch nur mit seiner Zustimmung möglich war, wurde als Beweis der eigentlichen Absichten und Pläne des Fürsten angesehen. Bulgarien hält heute bei einer Bevölkerung von noch nicht $1\frac{1}{4}$ Millionen Menschen, 50 000 Mann und 3000 Offiziere unter den Waffen, der vierte Teil seines mit etwa 106 Millionen balanzierenden Budgets gehört der Armee, während

die Verwaltung der öffentlichen Schuld ein weiteres Viertel und darüber verbraucht. Für den Kriegsfall sind neun Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision, 190 000 Mann mit 1080 Geschützen vorgesehen. Bei einer Bevölkerung, die der von Mecklenburg-Schwerin gleichkommt, unterhält Bulgarien eine Friedensstärke, die der des Königreichs Sachsen entspricht, an Offizieren fast das Doppelte. In dieser einen Tatsache liegen die Ziele der bulgarischen Politik ausgesprochen. Im Jahre 1892 hat bekanntlich Fürst Ferdinand den Fürsten Bismarck in München aufgesucht und seinen Rat wegen seiner schwierigen politischen Lage erbeten. Der alte Kanzler hat ihm unter anderm gesagt: Ne soyez pas allumette! Legen Sie kein Feuer an! Lange Zeit schien es, als handle Fürst Ferdinand diesem weisen Räte direkt zuwider, aber in der schwierigen Lage, in der Bulgarien war, eingeklemmt zwischen der Türkei, Rußland, Österreich, Serbien und Rumänien, bei den stark pulsierenden Strömungen innerhalb des eignen Volkes sowie der unruhewollen Bewegung aller andern Nationalitäten auf dem Balkan, hat Fürst Ferdinand seine Stellung schließlich zu behaupten verstanden und sich in den Augen der europäischen Diplomatie als ein Mann bewiesen, auf den man sich verlassen kann, weil er eine besonnene Politik verfolgt. Bekanntlich hat Crispi seinerzeit Österreich gegenüber die volle Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Balkanvölker verlangt. Nicht den Türken und nicht den Russen, auch nicht den Österreichern sollte der Balkan gehören, sondern den Balkanvölkern — eine Auffassung, der sich auch Deutschland angeschlossen hat, wenn auch mit dem stillen Zusatz, daß es ihre Sache sei, sich zu behaupten. Deutschland würde sicherlich dem Vordringen irgend einer andern Macht auf dem Balkan keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben. Das Wort „von den Knochen des pommerschen Musketiers“ ist unbergessen geblieben. Bismarck hatte die Ansicht, daß befreite Völker nicht dankbar, sondern anspruchsvoll seien, er hätte Deutschland am wenigsten eine solche Befreierrolle auferlegt.

Aber allmählich haben sich die Verhältnisse in Europa stark verschoben. Das heutige Bulgarien ist weder das von 1885 noch das von 1892. So wenig gewinnend die Persönlichkeit Ferdinands auch sein mag — in der Politik hat er sich durchgesetzt. Seit der vorjährigen Begegnung des Kaisers mit ihm in Koburg — Fürst Ferdinand hatte sich die Gelegenheit zu einer solchen nicht entgehen lassen — weht auch in Deutschland ein freundlicherer Wind für ihn. Der Reichskanzler, ein genauer Kenner der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, hat diese günstigere Beurteilung vielleicht schon mit ins Amt gebracht und ihr langsam vorgearbeitet. So trifft Fürst Ferdinand für seine Wünsche in Berlin keinen ganz unfruchtbaren Boden mehr an, sofern sie nicht kriegerischer Natur sind. Deutschland wird dem Sultan gegenüber immer loyal bleiben. Aber daneben hat es doch auch in den Balkanstaaten Interessen, die es, auch wenn sie nur wirtschaftlicher Natur, aber gerade eben das sind, nicht gut zugunsten andrer preisgeben kann. Von bulgarischer Seite ist uns das in jüngster Zeit etwas zu deutlich zu Gemüte geführt worden. Zum Beispiel stellten Briefe in der Berliner Täglichen Rundschau Bulgarien dabei zu sehr als den gebenden Teil hin. Das war überflüssig. Will Bulgarien in Deutschland etwas erreichen, was doch nur darin bestehen kann, daß man es als einen Bürger friedlicher und loyaler Politik gut behandelt, so darf es nicht als Gernegroß auftreten. Dafür hat man in Deutschland kein Verständnis, und dergleichen wirkt abstoßend. Die deutsche Diplomatie wird ja weniger davon berührt als die öffentliche Meinung. Selbstverständlich denkt in Berlin wohl niemand daran, dem Fürsten solche Geschmacklosigkeiten zuzumuten, aber vielleicht erinnert er bei der Verabschiedung in Sofia daran, daß blinder Eifer sowohl im deutschen wie im französischen Sprichwort getadelt wird. Kehrt Fürst Ferdinand durch eine gute Aufnahme geehrt in sein Land zurück, so mögen die Bulgaren auf Grund eines angemessenen Handelsvertrags ihre wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland pflegen. Je umfangreicher diese werden, um so nützlicher werden sie sich auch in der Politik erweisen. Demgegenüber fällt es auf, daß Bulgarien seine

neue Artillerie in Frankreich bestellt hat, aber das ist wohl nur geschehen, weil Krupp in diesem Augenblicke keine neuen Lieferungen mehr zu übernehmen vermocht hat. Übrigens darf daran erinnert werden, daß Fürst Ferdinand schon einmal in Berlin gewesen ist und damals der Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung beigewohnt hat. Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, die auf die deutsch-bulgarischen Beziehungen keinen großen Einfluß gehabt hat. In der Einfuhr nach Bulgarien steht Deutschland mit etwa elf Millionen Lei (Franken) an der vierten Stelle hinter Osterreich-Ungarn, England und der Türkei, in der Ausfuhr aus Bulgarien dominieren Belgien, die Türkei und England, während Deutschland mit neun Millionen Lei hinter Osterreich-Ungarn an der fünften Stelle kommt. Auch diese Zahlen zeigen, daß in Bulgarien für uns noch viel getan werden kann. Können wir dabei neben guten Handelsergebnissen auch noch unsern Besitzstand an Sympathien erweitern, dann um so besser. *g*

Zu Bosses Erinnerungen. Die Leser der Bosseschen Erinnerungen in den Grenzboten werden sich mit Vergnügen des Kapitels erinnern, worin der Verfasser das Erstaunen der Tertia schildert, als ein Tertianer dem Lehrer erklärt, er wolle „sich verändern,“ d. h. heiraten. Dies will aber noch gar nichts sagen gegenüber dem Falle, wo ein Quintaner sogar schon verheiratet ist.

In seinem Buche „Allerlei aus dem Erzgebirge“ (Annaberg, Hermann Grafers Verlag, 1895, 2. Bd., S. 142 f.) schildert Friedrich Straumer sein Zusammentreffen mit einem verheirateten Quintaner wie folgt. „Einmal nach Michaelis 1864, als ich schon ein ganzes halbes Jahr in Annaberg (als Lehrer am dortigen Realgymnasium) gewesen war, kam der Rektor ins Lehrerzimmer und erklärte, daß sich ein junger Mann bei ihm zur Aufnahme gemeldet habe, der allerdings schon vierundzwanzig Jahre alt und doch höchstens für Quinta reif sei, den er aber dennoch nicht zurückweisen wolle, da der junge Mensch ihm leid tue. Er sei Gerber gewesen, könne aber das Stehn im Wasser nicht vertragen, sei davon krank geworden und wolle sich nun, denn er besitze ein kleines Vermögen, für den Gemeindedienst und das Steuerfach vorbereiten. Der Mensch mache einen guten Eindruck und werde den Frieden der Klasse gewiß nicht stören, auch auf die Sitten seiner Mitschüler einen schlechten Einfluß gewiß nicht ausüben. So wurde Meier, so wollen wir ihn nennen, aufgenommen, und der große Mensch, er war fast einen Kopf größer als ich, fügte sich willig in alles, war fleißig und sittsam und ließ sich überhaupt nichts zuschulden kommen. Da plötzlich gegen Weihnachten verbreitete sich das Gerücht, der Quintaner Meier habe sich auf die schlechte Seite gelegt, treibe sich Sonntag für Sonntag auf den Tanzböden herum und tanze dabei — es ist schrecklich zu sagen — immer nur mit einem und demselben Mädchen. Nun wurde eine Synode abgehalten und ein hochnotpeinliches Gericht veranstaltet. Quintaner M. wurde zitiert und erschien, der Rektor hielt ihm eine schöne Rede, die Kollegen musterten ihn, mit grimmigen Blicken die einen, die andern stumm und erwartungsvoll. Meier stand unbeweglich und erwiderte auf alle Anklagen nichts, bis ihn endlich der Rektor mit bebender Stimme fragte, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen habe, und ob er denn nicht selbst einsehe, wie unrecht es sei, daß er als Quintaner den Tanzboden besuche und mit einem Mädchen tanze, und wer denn diese sei. Da sagte Meier, und stolzes Selbstbewußtsein leuchtete aus seinen Augen: Entschuldigen Sie, Herr Rektor, es ist meine Frau. Und so war es, Meier war verheiratet, und zwar glücklich verheiratet seit ungefähr zwei Jahren.

Bei der Aufnahme hatte man ihn zwar nach dem Sumpfschein usw. gefragt, nach dem Trauschein aber nicht.“